

Leseprobe aus:

Friedrich Christian Delius

Der Königsmacher



Friedrich Christian Delius

Der Königsmacher

Roman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Der Autor dankt dem Deutschen Literaturfonds e.V. für die Förderung, Irmgard von der Lühe und Josef Keunen für umfangreiche Vor-Recherchen, der Max Kade Stiftung für produktive Wochen am Dickinson College in Carlisle, PA, sowie Alexander von Bormann, Siv Bublitz, Beverley Eddy, Sabine Herken, Hilde von Massow, Klaus Modick und Wolfgang Müller für wichtige Anregungen.

Neuausgabe Februar 2015

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, Februar 2003

Copyright © 2001 by Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin

Umschlaggestaltung any.way, Walter Hellmann

Satz Adobe Garamond Pro OTF (InDesign) bei

Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

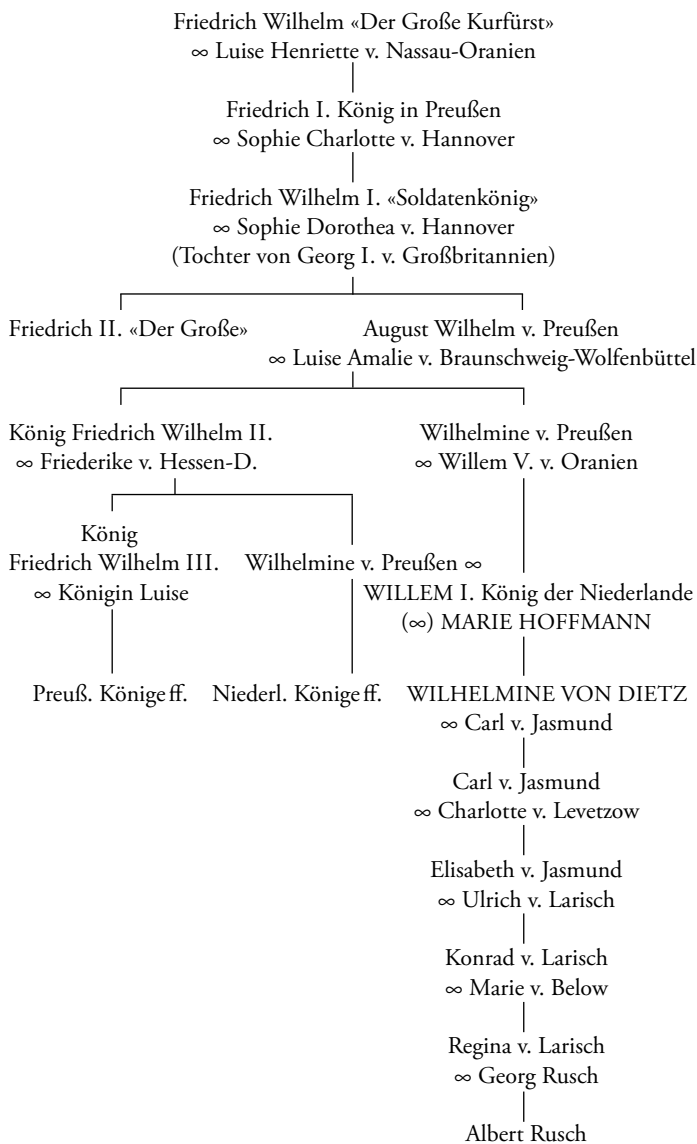
ISBN 978 3 499 26915 8

Dies Buch hat Albert Rusch geschrieben, von der ersten bis zur letzten Seite. Jener Albert Rusch, der vor ungefähr zwei Jahren vom erfolglosen Autor zum Medienstar aufstieg, dann für ein paar Wochen in der Psychiatrie landete und immer noch den Schutz vor der Öffentlichkeit braucht. Er hat mich gebeten, seine Geschichte vorläufig unter meinem Namen herauszugeben.

Welche Gründe ihn dazu trieben, erklärt sich aus dem Lauf der Handlung und den letzten Seiten. Ich habe dem Drängen meines Freundes nach langem Zögern nachgegeben, obwohl seine Schreibweise in vielem völlig anders ist als meine.

Was mich trotzdem bewogen hat, Albert Ruschs Bericht veröffentlichen zu helfen, will ich hier nicht ausführen. Wer diese Geschichte zu lesen beginnt, wird solche Begründungen ohnehin bald vergessen.

F. C. D., 21. März 2001



WIND WEHT VORÜBER, ein kühler Oktoberabend, und wer aus der Untergrundbahn steigt, landet auf einer langgestreckten Brücke. Hallesches Tor, 20 Uhr 41, die gelben Wagen fahren weg ins Dunkle Richtung Warschauer Straße, der Boden vibriert. Ich will nicht nach Osten, nicht nach Westen, ich folge den Leuten nicht die Treppen hinab.

Umsteigen bitte, ehe die Musik des Eisens wieder anhebt. Ich bleibe am Halleschen Tor am Ende des Bahnsteigs und gebe Befehle.

Denk dir die U-Bahn weg, die Eisengerüste, die Hochhäuser mit Küchen- und Wohnzimmerlicht, den Kanal unten, alles weg. Hör den Autolärm nicht, die fernen Sirenen, die nächste U-Bahn. Die Stadt schweige. Rieche den gepflügten Acker, die feuchten Wiesen, nicht Benzin, Fettdunst, Hundekot. Lass die Leute verschwinden oder verkleide sie, wenn du kannst.

Umsteigen bitte, fast zweihundert Jahre zurück, ungezählte Stufen in die Vergangenheit hinunter.

Es ist ganz einfach. Eine neue Landkarte aufschlagen.

Stille. Wind weht vorüber, ein kühler Oktoberabend zwischen acht und neun.

Ich höre: Hufe schlagen auf einen feuchten Sandweg.

Ich sehe: Ein Pferd galoppiert von Süden heran, den Kreuzberg hinunter. Den Reiter umweht ein weiter schwarzer

Mantel. Vor dem Wachtposten am Halleschen Tor öffnet er sein Gewand, darunter blitzt eine Generalsuniform auf, der Posten salutiert. Der Reiter passiert das Rondell und wendet von der Friedrichstraße nach rechts in die Jacobstraße. Kein Mensch zu sehen, die Straßen dunkel, hinter den Fenstern hier und dort Kerzenlicht. Es ist nicht die Gegend, in der hohe Militärs sich aufhalten. Vor einem der einfachen Häuser steigt der Reiter ab, bindet das Pferd an und klopft an die Tür der Nummer 21. Er ist etwa Mitte dreißig, sieht erschöpft aus, geschlagen, gejagt. Eine ältere Frau öffnet, erkennt ihn, er tritt ein.

I

– Wo ist Marie?

– In Küstrin, die sind alle nach Küstrin.

– Das ganze Theater?

– Ja. Der König ist doch abgehaun ... geflohen, meine ich.

– Das weiß ich, ich muss auch weg. Der ganze Hof soll auf der Flucht sein, aber warum denn das Hoftheater, was für ein Unsinn!

– Die Franzosen kommen.

– Ich weiß, ich weiß. Franzosen, überall Franzosen. Deshalb muss doch Marie nicht ...

– Es ging so schnell, fünf Minuten gepackt, weg war sie.

– Frau Hoffmann, lassen Sie Marie holen, sagt der General nach kurzem Überlegen, schicken Sie Gottfried! Er legt Geld auf den Tisch.

– Jawohl.

Die Mutter ruft ihren Sohn herbei, einen stämmigen Bur-
schen, und gibt den Befehl weiter.

– Wenn ick noch die letzte Chaise kriege, antwortet der.

– Mit dem Geld bestimmt!

– Sind schon alle weg, die Herrschaften, sagt Gottfried.
Untern Linden sind se alle weg, nur noch Dienstboten in den
Häusern. Sogar der Stadtkommandant, vorgestern Ruhe ist die
erste Bürgerpflicht, heute ab und nischt wie zum Tore hinaus.

– Red Er nicht, hol Er seine Schwester, befiehlt der General.

Gottfried geht. Frau Hoffmann bietet dem Gast das Ne-
benzimmer an. Alles ist ärmlich, Kontrast zur glänzenden Uni-
form.

– Napoleon hat mich verbannt, nach Posen. Ich darf mich
in Berlin gar nicht aufhalten. Und keine drei Tage, dann sind
sie da, die Franzosen.

– Sie können hier warten, Herr Wilhelm.

– Auf schnellstem Wege, hat er gesagt.

– Wer?

– Der Kaiser, der uns alle niedertrampelt. Auf schnellstem
Wege ab nach Posen, Herr Generalmajor! Ab mit Ihnen!

– Marie wird sich freuen.

Der General holt das Pferd in die Remise, bringt Stroh, Heu,
einen Eimer Wasser. Er wartet, bis das Tier gesoffen hat, geht
ins Haus zurück, zieht Stiefel, Uniformjacke und Hose aus
und schläft sofort ein.

Traumbilder: Gewehre, Bajonette, Kürasse liegen weggewor-
fen am Feldrand – überall Verwundete, die nicht aufhören
zu schreien – mit blutenden Köpfen, abgehauenen Armen,
Bauchwunden – in den Gräben verlassene Kanonen und Mu-

nitionswagen – verbündete Soldaten, Preußen und Sachsen, prügeln sich um verschimmeltes Kommissbrot – Franzosen von rechts und links und von vorn rücken mit Bajonetten an – gezückte Säbel, Todesschreie, Kanonendonner – ein kleiner Trupp der Preußen irrt auf dem Schlachtfeld umher – Gemetzel, Gedrängel neben Pferdekadavern – Wimmern, Heulen, Jammern, Flüche von allen Seiten – die Armee völlig zerrieben, keiner kämpft, wer noch nicht tot ist, rennt und flieht – Leichen, überall Leichen – ein Franzose mit wilder Frisur sticht zu: solche Bilder könnten durch den Traum eines Generals ziehen, der mit 40 000 Preußen und Sachsen gegen Napoleons Armee verloren hat.

Er steht auf, lugt zum Fensterladen, es ist taghell, er geht in die Küche, taucht einen Krug in einen Eimer Wasser, trinkt den Krug leer, geht ins Zimmer, schläft wieder ein.

Marie, eine dunkelblonde Schönheit, neunzehn Jahre, steht vor seinem Bett, weckt ihn mit Küssen. Zärtlichkeiten.

– Mein lieber, lieber Wilhelm.

Sie zieht ihn aus.

Auch nach dem Beischlaf hören sie mit den Zärtlichkeiten nicht auf. Er genießt es, wenn sie ihm die Zehen küsst.

– Gehen der König und die Königin etwa ins Theater in Küstrin?

– Natürlich nicht. Alles drunter und drüber, weiß doch keiner was. Und die Königin Luise ist ja erst gestern angekommen.

– Ein Desaster, Preußens Untergang, der König flieht, und das Ballett, das Hoftheater flieht hinter ihm her!

– Der Intendant hat uns geschickt, der König hat das nicht befohlen. Er war wütend, als er uns in Küstrin sah, aber er wollte uns auch nicht zurückschicken.

– Ach, mein lieber Schwager reitet uns alle ins Verderben und kann sich wieder mal nicht entscheiden.

– Wo ist deine Frau?

– Bei Luise, bei der Königin, nehme ich an. Ich weiß nicht, wie lang ich jetzt weg sein werde, Marie.

– Wir sehen uns wieder, ich weiß es.

SO ETWA DACHTE ICH ANZUFANGEN, mit einem schlichten Handlungsgerüst, kurzen Dialogen und Skizzen. Erst einmal sollten alle Szenen oder Kapitel in dieser Rohform bleiben, ohne Wetter, Landschaften und längere Herzenergießungen, ohne Kostüme, Kutschen und Kronleuchter. Figuren ausmalen, Gesichter beschreiben und Blicke deuten, längere Konversationen, innere Monologe, all das wollte ich für die späteren Fassungen aufheben.

Es wäre keine Kunst, die Kostüme ausführlicher zu schildern, die Zimmer mit schmückenden Worten wohnlicher einzurichten, die Gebäude farbiger zu gestalten. Auch das Schlachtengemälde von Jena und Auerstedt ließe sich leicht mit blutigen und brutalen Details bereichern. Natürlich müsste mit mehr Sex gewürzt werden – *a little sex never hurts*. Aber im Großen und Ganzen, dachte ich, könnte der Anfang so aussehen, könnten die Figuren ungefähr in diesem Takt aufeinander losmarschieren, der Prinz und die Tänzerin ihre wilde und tragische Geschichte beginnen.

Zuerst nur die Skizze der Story, so locker wie möglich entworfen, um sie später in jede gewünschte Richtung auszubauen.

en. Drei Wege, drei Formen gab es, doch die Entscheidung hielt ich einstweilen offen: einen schmissigen Unterhaltungsroman, eine nüchtern-kritische Zeitstudie oder einen Drehbuchentwurf für einen Kinofilm.

Nichts ist fiktiver als die Vergangenheit. Wie die Vorstellung auch immer gesteuert wird, sie bleibt eine Vorstellung. *Das Vergangene*, schreibt Harry Mulisch, *ist ebenso unsicher wie die Zukunft. In der Zukunft kann (fast) alles noch geschehen – doch auch in der Vergangenheit kann (fast) alles geschehen sein.*

Was vergangen ist, wirkt so oder so wie ein Filmstreifen: Bekannte Bilder mit neuen Bildern geschnitten, die auch nur eine neu geschnittene Mischung aus alten Bildern sind.

2

Landgut bei Posen, Winter 1807. Willem mit seiner Frau Wilhelmina, genannt Mimi, und zwei Söhnen am Esstisch. Trauerstimmung, steif. Langes Schweigen. Der jüngere Sohn fragt:

- Ist Pauline wirklich im Himmel?
- Ja, im Himmel, sagt die Mutter und kämpft mit Tränen. Langes Schweigen.
- Ich will wieder nach Berlin, sagt der Ältere.
- Wir gehen bald wieder nach Berlin, antwortet der Vater.

Später die Eltern allein.

- Sind Sie so sicher?, fragt Wilhelmina.
- In Berlin haben sich die Franzosen anständig aufgeführt, einigermaßen. Jena und Auerstedt sind abgebußt. Napoleon

hat die Verbannung nicht aufgehoben, aber er hasst Leute, die vor ihm kneifen. Ich muss ihm endlich zeigen, dass ich kein Vasall Ihres lieben Bruders bin, der sich nach Königsberg verzieht und seine Niederlage hinnimmt wie eine Strafe Gottes. Wenn wir Luise nicht hätten, wär er bis Sibirien geflohen. Sagen Sie ihm das bloß nicht, Mimi.

– Ihre Frau verrät Sie nicht.

– Napoleon wird noch lange herrschen, aber ich bin immerhin der Statthalter, und wenn er im Staub liegt eines Tages, der größte Feldherr aller Zeiten, dann werden wir in Den Haag einziehen. In zehn Jahren, in zwanzig Jahren, wir werden das noch erleben, Mimi. Ich werde ihm schreiben, dem großen Weltenlenker, und um Rückkehr aus der Verbannung bitten. In Berlin zu wohnen kann er uns nicht verweigern, nachdem er mich schon einmal zum Fürsten gemacht hat.

– Fürst von Fulda und Dortmund!

– Fulda war keine schlechte Lehre. Er liebt die Taktierer mehr als die Feiglinge.

– Ihr Wort in Don Nappels Ohr.

3

Berlin, Sommer 1809. Niederländisches Palais Unter den Linden. Auf der Straße viele Franzosen, auf dem Brandenburger Tor fehlt die Quadriga. Willem im Arbeitszimmer mit seinem Berater, Oberleutnant von Fagel.

– Ich fahre übermorgen.

– Ich wäre froh, wenn Sie sich heraushielten, wenn es doch wieder zur Schlacht kommt.

– Sie bleiben ein Diplomat, Fagel. Ich kann nicht ewig Bücher lesen, Staatswissenschaft studieren, Gesetze und Philosophie und hier rumlungern und meine Güter im Osten verwalten. Ich kann nicht immer grübeln und auf den richtigen Zeitpunkt warten. Ich muss was tun, Fagel. Mein Volk will sehen, dass der Prinz von Oranien für die Freiheit kämpft.

Willem, einfach gekleidet, an der Tür, als Mimi hinzukommt.

– Ich muss noch mal zum österreichischen Gesandten.

Mimi sieht aus, als glaube sie ihm nicht.

– Passen Sie auf die französischen Spione auf, Willem.

– Keine Sorge.

Vor dem Bühneneingang des Hoftheaters warten mehrere Herren, drei oder vier im Hintergrund möchten nicht erkannt werden. Die Damen vom Ballett kommen einzeln und zu zweit heraus. Willem und Marie finden sich trotz seiner Verkleidung schnell.

In Maries Stube in der Taubenstraße, beide im Bett.

– Übermorgen muss ich nach Österreich. Endlich haben wir eine Chance, ihn zu schlagen.

– Ich hab Angst, wenn du in die Schlacht ziehst.

– Du hältst dich da raus! Kein Wort zur Politik, das war vereinbart!

Er ist verärgert. Sie steigt aus dem Bett, tritt ans Fenster.

– Die Wohnung ist auf drei Jahre bezahlt, mach dir keine Sorgen. Außerdem komm ich wieder, Liebste. Keine küsst so wie du, das lass ich mir nicht entgehen. Das ist mein bester Schutz gegen die französischen Kugeln.

Sie lächelt.

– Tanze!, befiehlt er.

Sie, im Nachthemd, tanzt einige schöne Figuren. Er lächelt.

– Küß mich, befiehlt er.

4

Berlin, Januar 1810. Niederländisches Palais. Willem mit bandagiertem Bein auf dem Sofa, Bücher neben ihm, er liest. Mimi auf einem Sessel, stickend.

– Ich bin guter Hoffnung, Willem.

– Ach, Mimi, ich hab mir das so gewünscht!

– Ich hoffe, es wird eine Tochter.

– Es wird eine Tochter! Ich möchte das so gern erleben, wie ein Kind ein Mädchen und ein Mädchen eine Frau wird. Ich muss oft an Pauline denken. Sie wäre jetzt ...

– Lassen Sie, Willem.

Königin Luise kommt hereingestürmt, zwei Hofdamen im Gefolge, Mimi steht auf, auch Willem versucht sich zu erheben.

– Bleiben Sie bitte, bitte liegen, Willem!

– Tut mir leid, dass ich noch nicht meine Aufwartung machen konnte.

– Wenn mein Schwager nicht zu mir humpeln kann, dann komm ich zu ihm, die zehn Schrittchen über die Straße müssen Sie mir erlauben. Wie geht es?

– Gut.

– Was meinen Sie mit gut?

– Es ist nur das Bein.

– Sagte der Held von Wagram.

– Den Helden können Sie streichen, solange dieser Monsieur Empereur lebt. Übrigens, ehe der Hofklatsch nach nebenan dringt: Mimi erwartet ein Kind.

– Ihr Glücklichen! Wie weit?

– Im vierten, sagt Mimi.

– Dann wünsch ich uns allen einen glücklichen ... Juni, sagt Luise.

5

Berlin, Juli 1810. Wohnung der Hoffmanns. Vater und Mutter Hoffmann, Marie, ihr Bruder Gottfried. Man streitet sich, geladene Atmosphäre, der Vater angetrunken.

– Schaff endlich mal wieder ein paar Groschen ran, du Suffkopp!, sagt die Mutter.

– Wat kann ick denn dafür, antwortet der Vater. Bäcker werden nicht mehr gebraucht.

– Besoffene Bäcker werden nicht mehr gebraucht.

– Seit die Franzosen in der Stadt sind ...

– Red dich nicht raus mit den Franzosen! Musst eben Weißbäcker werden! Wenn du nicht aufhörst mit dem Saufen, schmeiß ich dich raus! Wir leben nur von Marie und ihren schönen Beinen, und wer weiß, wie lang das gut geht.

– Er liebt mich, Mama.

– Hohe Herren lieben nicht lange, pass auf, Mädchen.

– Da kannste Gift drauf nehmen, Marie, sagt Gottfried.

Zur Tür herein kommt aufgereggt Lina, Maries und Gottfrieds Schwester:

– Die Königin ist tot!

- Det gibts doch nicht, sagt Gottfried.
- Die ganze Stadt spricht davon, ruft Lina.
- Armer Wilhelm, flüstert Marie.

6

Berlin 1810, Sommer. Maries Wohnung. Marie und Willem im Bett.

– Ich hab dich gesehen, Willem, auf der Schlosstreppe neben dem Sarg. Ich hab geweint.

– Ich mochte sie, ich hätte sie auch so geliebt wie Friedrich Wilhelm. Aber sie mochte mich nicht besonders, der Hof hat es nicht so gern, dass ich lieber bei der schönsten Hoftänzerin liege als bei meiner Frau und Cousine. Der König hat es nicht so gern, wenn seine Schwester betrogen wird, und Luise, die treue Seele ...

– Was wissen sie von uns?

– Fast nichts, aber es reicht. Unser König ist ein Idealist, er hasst das Spitzelwesen, nur weil Napoleon zehntausend Spitzel hat. Aber für dich und mich braucht er keine Spitzel.

– Und sie sagen nichts, dass du mit mir ...

– Sie haben mir nichts zu erlauben! Ich bin der Statthalter der Niederlande, der Erbprinz von Oranien, und eines Tages werde ich König sein ...

Marie lacht.

– Was machst du dann mit mir?

– Betten gibt es auch in Holland, und eine Bühne zum Tanzen auch.

– Ich erwarte Ihre Befehle, Majestät.

NIE WIEDER 1439 EXEMPLARE!, das ist, offen gesagt, die einfachste Antwort auf die Frage, warum ich mich in die Geschichte von Willem und Marie verbissen habe.

Ein uraltes Familiendrama, von dem ich gerade erst gehört hatte und das mich in direkter Linie von meiner Mutter über meinen Großvater zu einem Nachkommen von Willem und Marie und ihrer Tochter Wilhelmine beförderte. Eine Geschichte mit romantischer und monarchischer Schwerkraft, mit der ich für immer abheben wollte, aufsteigen aus allen Misserfolgen, Depressionen, Niederlagen.

Ich war am Tiefpunkt meiner Karriere. Fühlte mich geschlagen, am Boden liegen, zerstört von der tückischen Idylle des Buchmarktes und verletzt von den wechselnden Winden der Moden. 1985 (welche Leser werden sich noch erinnern?) war ich für *Fasching mit Elvis* als Debütant gefeiert worden, dann ging es Schritt für Schritt bergab. Die nächsten beiden Romane wurden freundlich besprochen und schlecht verkauft, doch mit dem letzten erlebte ich die schrecklichste Pleite – und das ausgerechnet mit einem aktuellen Stoff, mit einer Ost-West-Liebesgeschichte, mit dem allseits erwarteten Roman zur deutschen Einheit: *Die Fähre von Caputh*.

1439 Exemplare, das sollte es nie wieder geben.

Junger Autor, das war der Bonus, von dem ich lange gezehrt hatte. Lob, Täschneln, kleine Preise und mickrige Stipendien, diese Phase war lange vorbei. Nun war ich vierzig geworden, also plötzlich alt, aber nicht respektiert wie die Alten über sechzig, sondern im schlimmsten aller Zwischenzustände: ein alt gewordener Jungautor, ein junger Greis, ein Mann von gestern, ein Versager – auf der Höhe seiner Kräfte.

Was war mein Fehler, wenn es mein Fehler war?

Vielleicht, überlegte ich, hatte ich nach dem ersten Buch

zu sehr auf das geschielt, was der Markt oder das Publikum angeblich verlangten, hatte teils aus Berechnung, teils aus Instinkt und manchmal vom Verlag gedrängt sogenannte gängige Themen gewählt, zuletzt die Ost-West-Geschichte, und war damit aufs schändlichste gescheitert.

Ein Opfer der guten Ratschläge, ein Opfer der deutschen Einheit.

Nur beim ersten Roman hatte ich mich an keinen Rat gehalten. Elvis Presley in Bad Nauheim, geschrieben aus der Perspektive eines Zahnarztes, seines Nachbarn, da waren alle Freunde und Fachleute einig gewesen: das interessiert doch keinen, Elvis ist überholt, ausgelutscht, Elvis-Fans lesen keine Bücher, und so weiter – es ist mein einziger Erfolgstitel geworden, *Fasching mit Elvis*.

Und nun 1439 Exemplare, tiefer konnte ich nicht sinken.

Wie fängt man wieder von vorne an? Ich sah nur eine Möglichkeit: auf keinen guten Rat, auf keine Marktanalyse hören. Das Heil in den sicheren Gefilden der Vergangenheit suchen. Es gab nur einen Weg nach oben: die gängigen Themen vergessen, also ihnen voraus sein.

Gerade weil das frühe 19. Jahrhundert niemanden interessiert, überlegte ich, ließe sich hier anfangen. Gerade weil die Familien zerbrechen, eine dramatische Familiengeschichte aus dem Dunkel des 19. Jahrhunderts graben. Weil nur noch starke Frauen Romanheldinnen sein dürfen, mal wieder ein Opfer zeigen. Alle setzen auf den neuen Markt, den neuesten Trend. Darum wäre es schlau, in den alten, den uralten Markt einzusteigen.

Also begann ich mit den am wenigsten gefragten Werten zu spekulieren: vaterländische Kriege, Leidenschaften der Könige, das Trio Pflicht, Tugend, Etikette und das romantische

Märchen von Prinz und Bäckerstochter. Weil diese alte Zeit nicht aktuell ist, hoffte ich, und nicht alle Köpfe besetzt, warten hier die schönsten Freiheiten, der weiteste Horizont für Phantasie, der ferne Erfolg.

Und ich fasste die tollsten Vorsätze: So eine Pleite wie mit der *Fähre* wird mir nie wieder passieren! Ich, der Ururururenkel von König Willem, lasse mich nicht mehr kleinkriegen! Mit erhobenem Haupt werde ich vor das Publikum treten! Als schreibender Königssohn muss die Auflage um das Zehnfache, das Hundertfache steigen!

Für alle, die sich schon an dieser Stelle über meine Naivität wundern: Ohne Größenwahn läuft in unserem Gewerbe sowieso nichts. Der fällt normalerweise gar nicht auf.

7

Berlin, Winter 1811. Enge, dunkle Kneipe. Willem mit zwei Brüdern von Maltzahn, trinken. Drei junge Huren bei ihnen. Scherze und Knutschen. Willem lacht und trinkt mit, wehrt aber die Avancen einer Blondine ab.

– Hat keenen Sinn bei dem, Else, sagt der jüngere Maltzahn, der hat schon eine Mätresse.

– Zu einem anständigen Offizier gehört mindestens eine anständige Mätresse, sagt Willem.

– Und zwei unanständige, sagt der ältere Maltzahn.

Lachen.

A little sex never hurts:

Willem und Marie im Bett. Sie entzieht sich seiner drängenden Umarmung und beginnt ihm die Füße zu massieren. Sie nimmt seinen rechten Fuß und streicht mit dem Daumen von der Ferse bis zu den Zehen hinauf und hinunter, mal fest, mal mit zartester Berührung. Mit den Handflächen reibend, mit Zeigefingern und Mittelfingern zupackend, mit dem kleinen Finger kitzelnd fährt sie über die Fußsohle, bearbeitet die Zehen, erst einzeln vom kleinen bis zum großen, dann alle zusammen. Willem liegt mit geschlossenen Augen und streckt sich. Mit der gleichen Ruhe und Beharrlichkeit bestreicht sie den linken Fuß und erregt alle seine Nervenbahnen. Marie küsst seine Zehen, beginnt an ihnen zu lutschen und zu saugen und wird nicht müde, auch den anderen Fuß mit ihren Lippen zu umschmeicheln, als sei dies die höchste ihrer Begierden.

Willem regt sich, um mit Zärtlichkeiten zu antworten, aber schon liegt Marie auf ihm und küsst seine Beine, umgeht das Geschlecht, stürzt sich auf seine Brustwarzen und steigert ihr Lippen- und Fingerspiel. Sie saugt an seiner Brust, leckt, knabbert, beißt mit der zärtlichsten Folter. Er stöhnt, er stammelt, er liegt wie betäubt. Sie lässt nicht nach, sie zeigt keine Eile, sie hört nicht auf.